

## **Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann**

1. Sonntag nach Weihnachten, 30. Dezember 2007, 18 Uhr

Predigt über Jesaja 49,13-16

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.  
Liebe Gemeinde,

Zeit zwischen den Jahren. Zwischenzeit. Die Weihnachtstage liegen hinter uns, der Jahreswechsel vor uns. Dazwischen diese Tage, Tage, in denen das Zeitgefühl sich verändert. „Zwölfnächte“ nennt man diese Zeit auch, die vom 1. Weihnachtstag bis zum Fest der Erscheinung Christi, am 6. Januar, dauert. Zwölfnächte, in germanischer Tradition Raunächte genannt, in denen sich manche dunklen Gestalten tummeln: die Götter des Nordens brechen zur Wintersonnenwende in das Leben der Menschen ein, Frau Holle zieht übers Land, vom Heer der verstorbenen Kinder umgeben. Allerlei unberechenbare Mächte trieben ihr Unwesen. Man soll keine Wäsche waschen zwischen den Jahren, damit sich die bösen Kobolde nicht in den Wäscheleinen verfangen. In katholischen Gegenden werden Haus und Hof mit Weihrauch ausgeräuchert, um die Mächte des Bösen zu vertreiben, die in der dunkelsten Zeit des Jahres das Leben bedrohen. Und wenn morgen das Silvesterfeuerwerk mit bunten Lichtern und Krachen und Getöse ausbricht, dann hat das seinen Ursprung auch darin: die bösen Geister sollen verscheucht werden, das neue Jahr soll frei von allen Mächten der Finsternis beginnen können. Zeit des Übergangs. Schwellenzeit.

Und so sitzen wir hier, gleichsam auf der Schwelle, und haben Zeit, nachzudenken, über das, was da eigentlich geschehen ist, in diesen letzten Tagen. Wir haben die Geschichten der Weihnacht gehört. Die Geschichte von der Geburt eines Gottes, der nicht kriegerisch im wilden Heer Wotans in die Welt der Menschen einbricht, sondern klein und verletzlich und angewiesen auf unsere Liebe im Kind von Bethlehem. Und vielleicht hat uns die Geschichte im Innersten erreicht und berührt, vielleicht konnten wir, wenigstens für einen Moment, glauben, dass die Mächte der Finsternis besiegt sind und das Leben neu werden kann. Aber wie lange hält dieser Moment der Klarheit an? Wie lange trägt der Glauben, dass auch wir heil sein können, dass die Zärtlichkeit dieses Gottes, der uns in einem Kind begegnet, auch uns liebevoll und zärtlich machen kann?

Ich muss Ihnen gestehen, bei mir hinterlässt Weihnachten auch immer so etwas wie Katerstimmung. Das Fest ist vorbei. Und die Frage schleicht sich ein: war das nun alles? Und: hat sich eigentlich irgendetwas geändert in meinem Leben, auf dieser Welt? Der Konflikt im nahen Osten ist nicht gelöst. Benazir Bhutto wurde ermordet, die Lage in Pakistan spitzt sich zu. Menschen hassen und verletzen und quälen einander. Und ich? Bin ich anders geworden? Noch immer die alten Zweifel, die alten Verletzungen, die nicht aufhören wollen zu schmerzen, die alten Melancholien. Die Gespenster der finsternen Nächte treiben weiter ihr Unwesen. Gott, möchte man rufen, Gott, gerade noch haben wir deine Anwesenheit gefeiert, hast du uns schon wieder verlassen?

In dem Bibeltext für diesen Sonntag zwischen den Zeiten, bei dem unbekanntem Propheten, den wir Deuterjesaja nennen, findet diese Frage eine Antwort in einer Sprache, die nicht kühl argumentiert, sondern nahe kommt, eine Botschaft von Herz zu Herz. Dort heißt es: „Jauchzet, ihr Himmel, freue dich, Erde! Lobet ihr Berge, mit Jauchzen! Denn der Herr hat sein Volk getröstet und erbarmt sich seiner Elenden.

Zion aber sprach: Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen.

Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarme über das Kind ihres Leibes? Und ob sie seiner vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. „Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet; deine Mauern sind immerdar vor mir.“

In diesen drei Versen entfaltet sich eine dramatische Beziehungsszene. Eine Mischung aus leidenschaftlichen Gefühlen: Überschwängliche Freude, abgrundtiefe Enttäuschung und Verletzung, hingebungsvoller Liebesbeweis. Ein Drama.

Und damit rückt der Text uns auf die Pelle. Klar, hier geht es auch um eine längst vergangene historische Situation: Israel im Exil, Jerusalem geschleift, der Tempel zerstört. Ein Volk schreit zu seinem Gott und der antwortet mit der Versicherung, dass er seine Zusage hält, die Erwählung Israels Bestand haben soll. Das ist die eine Ebene des Textes. Und damit können wir ihn uns vom Leibe halten. Aber da gibt es die andere, diese emotionale Eindringlichkeit, mit der er uns bestürmt. Uns hier, wenige Tage nach Weihnachten. Versuchen wir, uns dem auszusetzen.

Ein Beziehungsdrama spielt sich ab. Wie eine Auseinandersetzung zwischen zwei Personen, die ein leidenschaftliches Verhältnis haben.

Vorhang auf, erster Akt:

Jauchzet, ihr Himmel, freue dich, Erde! Lobet ihr Berge, mit Jauchzen! Denn der Herr hat sein Volk getröstet und erbarmt sich seiner Elenden.

Es beginnt wie mit einem Paukenschlag. Alle himmlischen Chöre werden aufgeföhren. Jauchzen und jubeln und loben sollen Himmel und Erde über das, was Gott für uns getan hat. Mit großer Wucht beginnt das Stück. Wir werden aufgerüttelt aus Festtagslethargie und Gänsebratenschwere, aus Katerstimmung und Alltagssumpf. Wie eine Weihnachtsfanfare beginnt die Szene. Es ist alles für dich getan. Gott ist zu uns gekommen, er hat seinen Trost über uns ausgebreitet wie einen wärmenden Mantel, er ist nahe. Eigentlich könnten wir einstimmen in diesen Jubeln, eigentlich sollten wir platzen vor Glück. Eigentlich. Aber so ist es nicht. Nein, so ist es nicht. Und so war es auch damals nicht, in Israel.

Zweiter Akt. Und ich stelle mir vor: die Bühne ist dunkel, die Chöre abgeräumt. Die Stimmung schlagartig verändert. Nur wenig Licht fällt in die Szene. Dann der Schrei: „Zion aber sprach: Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen.“

Das ist die eigentliche Stimmungslage. Und es kommt mir fast vor wie in einer therapeutischen Beziehung. Da darf ausgesprochen werden, wie es einem wirklich ums Herz ist, da darf das Dunkle sein und Sprache finden. Die Klage darf laut werden, auch jetzt in der Weihnachtszeit. Der Klageschrei der Menschheit. Der Schrei der Gefangenen und Gefolterten, der Schrei der Kranken und Sterbenden, der Verlassenen und Einsamen. Unser Schrei, wenn die Nächte schlaflos sind und wir nicht zur Ruhe kommen und wir uns fürchten vor dem, was kommen mag. Und so verbindet sich unser Schrei, unser Rufen und Flehen nach diesem „Gott, der uns fehlt“ (DIE ZEIT) mit der Verzweiflung Israels und mit dem Schrei des Mannes am Kreuz, dessen Geburt wir gefeiert haben, und der so elend kreperte. „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Aber damit endet das Drama nicht. Der Höhepunkt steht noch aus.

3. Akt: Gott selbst antwortet: „Kann ein Weib ihres Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarme über das Kind ihres Leibes? Und ob sie seiner vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet; deine Mauern sind immerdar vor mir.“

Diese Antwort überrascht, und sie rührt mich an. Kein strenges, jetzt reiß dich doch zusammen, Menschenskind! So oft habe ich dir schon versichert, dass ich bei dir bin. Hast du

denn nicht gerade meine Anwesenheit gefeiert, und warst noch ganz zuversichtlich, und jetzt schon wieder diese Klage, diese Verzweiflung. Nun muss es aber auch mal gut sein. Ja, eigentlich hätte er sogar zurückwettern können: Nein, nicht ich habe dich verlassen, sondern du mich! Und ich denke an die Auseinandersetzung zwischen Liebenden, in der die eine um Gewissheit ringt: liebst du mich wirklich? Was bedeute ich dir? Hast du mich vergessen? Und der andere antwortet leicht genervt, oder fühlt sich unter Druck gesetzt und erstarrt vor soviel Erwartung. Und will sich nicht immer aufs Neue bekennen müssen. Und Schweigen bricht aus. Und das ist das Schlimmste.

Hier nicht. Hier ist die Antwort eine andere. Der Ton ist warm, von großer Innigkeit. Wie könnte ich dich vergessen? Dich, der du mir so viel bedeutest. Stell dir vor, eine Mutter, die ein Kind zur Welt gebracht hat, könnte sie dieses Kind vergessen? Und wir möchten zustimmen, nein, das würde sie nicht. Die Mutter, Symbol für zärtliche Liebe und Schutz und Zuverlässigkeit. Und vielleicht steht uns Maria vor Augen, wie sie das Kind in den Armen hält. Andererseits, so natürlich ist die Liebe einer Mutter wohl doch nicht. Wir hören es doch immer wieder: Mütter /und Väter), die ihre Kinder aussetzen, die sie körperlich und seelisch vor die Hunde gehen lassen aus Unfähigkeit oder Überforderung, oder die sie nicht loslassen können und sie erdrücken mit ihrer Sorge. Und als hätte dieser Gott unsere Einwände geahnt, übersteigt er dieses Bild auch sogleich noch mal. Selbst wenn eine Mutter ihr Kind verlassen kann, so will ich dich doch nicht verlassen. Niemals.

Und dann, so scheint es, hebt er beschwörend die Hände. Schau her: in die Hände habe ich dich gezeichnet; deine Mauern sind immerdar vor mir.“ In die Handlinien dieses Gottes ist unser Leben eingezeichnet, sind wir eingezeichnet. Die Handlinien, unverwechselbarer Ausdruck des menschlichen Körpers. Manche glauben, in den Händen eines Menschen sein Schicksal lesen zu können. Lebenslinien und Konfliktlinien und Liebeslinien. So tief hat sich dieser Gott mit uns verbunden, dass wir wie die Linien seiner Hand ihm nahe sind. In seinen Körper eingezeichnet. Unvergesslich, unverlierbar. So, wie die Mauern Jerusalems in seinen Händen eingetragen sind, die Umrisse der heiligen Stadt, eingegraben in Gottes Hand, unverlierbar.

Für Israel waren diese Worte etwas Ungeheuerliches. Der Gott des Rechts und der Gerechtigkeit, der Gott, der einen Bund mit ihnen geschlossen hatte und auf Einhaltung des Bundesgesetzes bestand, dieser Gott hat sich verändert. Er wird der zärtliche Gott, er offenbart sich als Liebhaber, der versteht und tröstet und nicht müde wird, zu bekennen: Ich werde dich nicht verlassen und vergessen. Und wie ein Liebender sich einlässt auf die Wirklichkeit des anderen, lässt er sich ein auf uns. Und weil zu uns Menschen unsere Körperlichkeit gehört, wir uns anders gar nicht denken können, als in Körper und Haut und Fleisch, deshalb bringt er sich uns in solchen Bildern nahe: in die Hände habe ich dich gezeichnet.

Liebe Gemeinde, Christen glauben, dass es nicht bei diesen Bildern geblieben ist. Dass dieser Gott den letzten, den äußersten Schritt auf uns zu getan hat. Dass er selbst Körper geworden ist, Fleisch und Haut und Knochen angenommen hat. Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns. (Joh 1,14) Er wurde ein Kind, das der alte Simeon auf dem Arm halten und das die Prophetin Hanna sehen konnte. Eine Begegnung, in der alles Sehnen und Wünschen seine Erfüllung fand, und Simeon sagen ließ: Herr, nun lässtest du deinen Diener in Frieden fahren.

Liebe Gemeinde, wir befinden uns zwischen den Zeiten. Und so wünsche ich uns, dass wir uns von der Dunkelheit der Zwölfnächte nicht schrecken lassen, uns nicht fürchten vor den finsternen Kobolden und Poltergeistern, die unserer Angst entspringen. Und wenn die bösen

Gedanken kommen, und das Gefühl der Verlassenheit sich einschleichen will, dann schaut auf dieses Kind. Und macht euch bereit für eine zärtliche Berührung. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.